

Mein Lesezeichen

war gestern ein Grashalm,
vergänglich genug

um in der Erinnerung
zu glänzen, zu erzählen

von einem Weg,
der weiter schwingt

in diesem Gestöber von Licht,
das unablässig

die Dunkelheit rodet.

© Iselde Othbaum

Die Wahrnehmungsgeduld des Lyrikers Walter Helmut Fritz

Von Michael Braun Die Vergänglichkeit, so weiß dieser Dichter, ist eine Diebin – sie raubt uns nicht nur Lebenszeit, sondern lässt auch das soeben noch Gegenwärtige erbarmungslos ins Vergessen hinübergleiten. Gegen diese mächtige Diebin hat Walter Helmut Fritz jedoch Vorsorge getroffen. Seit einem halben Jahrhundert hat der 1929 in Karlsruhe geborene Architektensohn ein lyrisches Werk geschaffen, das dem unentrinnbaren Zeitvergehen die Momente einer poetischen Dauer entgegensetzt. Seit 1956, seinem Debüt *Achtsam sein*, schreibt Fritz Gedichte, die dem flüchtigen Lebensaugenblick mit hellem Staunen begegnen und ihm damit für die knappe Strecke des Gedichts den schönen Schein der Ewigkeit verleihen.

Mit einer Aufzeichnung in seinem jüngsten Buch erhebt Walter Helmut Fritz den Barockpoeten Andreas Gryphius zu seinem Kronzeugen wider die Vergänglichkeit. Dem späten Gryphius, der die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges und den Untergang seiner schlesischen Heimatstadt Glogau nie hat verwinden können, attestiert er eine überraschende Zuversicht. Der in die Jahre gekommene Dichter, der zwei Pestepidemien überlebte, sei zwar auch von einem Daseinsgefühl der tiefen Ratlosigkeit befallen: „Diß Leben kömmt

mir vor alß eine Renne-Bahn.“ Zugleich empfinde er jedoch trotz aller Schrecklichkeiten eine Art Daseins-Demut, eine Dankbarkeit für die Existenz der Schöpfung. Gryphius – so Fritz – „erlebt Licht als Sprache zwischen den Erscheinungen“.

Eine gegenüber den Kontingenzen des Daseins offene „Dankbarkeit“ ist es auch, die die neuen Gedichte und Aufzeichnungen von Walter Helmut Fritz antreibt. Das Grundgesetz dieser Poesie ist dasselbe geblieben wie 1956: In ruhiger Gelassenheit verweilt Fritz beim geduldigen Anschauen der Dinge, bis im Betrachten der Phänomene ihre ursprüngliche Leuchtkraft wieder aufscheint. Insofern variiert der neue Band *Offene Augen* nur die Maxime des Frühwerks *Achtsam sein*. Der „Poesie ohne Aufwand“, die er einst dem von ihm übersetzten Lyriker Jean Follain zuerkannte, ist Fritz selbst als Lyriker immer treu geblieben. In mittlerweile über fünfzig Lyrik- und Prosabüchern hat er seine Kunst der Verhaltnheit stets weiter verfeinert, um das Dilemma wissend, dass einfachere Gedichte immer schwieriger werden.

Von den literarischen Tendenzwenden und Paradigmenwechseln der letzten fünfzig Jahre hat er sich nicht irremachen lassen, denn er hat noch kein poetisches Instrument gefun-

Die Töne / sind erfinderisch, / haben Gesichter, /
verstehen sich, / lassen dich nicht im Stich / seit deiner
ersten / Rolle, Zerlina. / Noch bist du ihr auf der
Spur / mit ihren Arien, / bist du das Mädchen, / ist
da, hör ich es, / dein Überschwang, / deine Lust zu
leben.

Walter Helmut Fritz

den, das verlässlicher wäre als jene Fähigkeit zur geduldrigen
Beobachtung der Dinge. Im Gegensatz zu den allermeisten
Kollegen, denen der wachsende Ruhm zu Kopfe stieg, ist
Walter Helmut Fritz auch als Vermittler und Förderer von
Literatur ein sehr zurückhaltender und uneigennütziger
Mensch geblieben. Als Mitglied diverser Akademien hat er so
manchem jungen Dichter zu Aufmerksamkeit und öffentlicher
Präsenz verholfen.

Was an seinem neuen Buch besonders anrührt, ist der ganz
diskret betriebene Versuch, in die lyrischen Aufzeichnungen
eine kleine Literaturgeschichte der vergessenen Dichter ein-
zuschmuggeln. In sehr konzentrierten Erinnerungs-Tableaus
widmet er sich den heute kaum mehr präsenten Hans Peter
Keller, Wolfgang Weyrauch, Ernst Meister oder Hermann
Kasack.

Auf eine Schlüsselbegegnung seines Lebens kommt Fritz
in seinen Texten immer wieder zurück. Es ist die Bekann-
tschaft mit dem Heidelberger Jahrhundertphilosophen Hans
Georg Gadamer, bei dem er in der Nachkriegszeit studierte.
In einem Prosagedicht seines Bandes *Das offene Fenster* (1997)
bewunderte Fritz den Philosophen für seine Fähigkeit, sich
selbst in hohem Alter noch verzaubern zu lassen von plötzli-
chen Epiphanien und Offenbarungen im Alltag. In *Offene
Augen* ist es nun gleich ein ganzer Zyklus, der Gadamer hul-
digt, wie er „geduldig auf die Sprache des Anfangs horcht“.
Wie der große Philosoph will auch der Dichter Walter Helmut
Fritz uns mit seinen Gedichten und Aufzeichnungen „einen
Weg bereiten helfen“. Wie dieser Weg poetisch zu bahnen ist,
hat der seit einiger Zeit schwerkranke Fritz im letzten Satz
seines neuen Buches festgehalten: „Geliebt ist der Wunsch
zu bewundern, in der Poesie ‚das Wunder der Schönheit ver-
wirklicht zu sehen‘, geistige Gespanntheit, sich kristallisie-
rende Zeit, Dankbarkeit für das Rätsel des Lebens.“ //

Zum Weiterlesen (Auswahl):

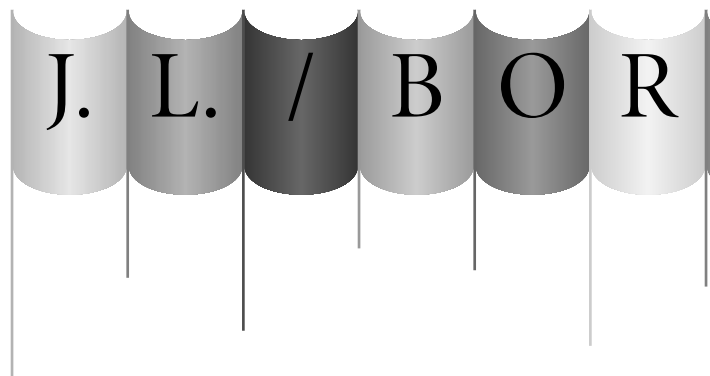
Walter Helmut Fritz, **Offene Augen**. Gedichte und Aufzeichnungen.
2007. 17,95 Euro (daraus entnehmen wir die beiden Gedichte)

Maskenzug. Gedichte. 2003. 15,90 Euro

Zugelassen im Leben. Gedichte. 1999. 14,95 Euro

Walter Helmut Fritz, **Das offene Fenster**. Prosagedichte. 1997.
14,95 Euro (alle bei Hoffmann & Campe, Hamburg)

Michael Braun, Jahrgang 1958, lebt als Literaturkritiker für *NZZ*, *Frank-
furter Rundschau*, *Freitag* und Deutschlandfunk in Heidelberg. Zuletzt
erschien der von ihm zusammengestellte *Deutschlandfunk-Lyrik-Kalender
2008* im Verlag Das Wunderhorn.



Zur Neuauflage

Von Joachim Kalka

Die Sammlung phantastischer Literatur, die Jorge Luis
Borges einst für den italienischen Verleger Franco Maria
Ricci zusammengestellt hat, wird nun zum dritten Mal in
deutscher Sprache vorgelegt, in einer Ausgabe der Bücher-
gilde Gutenberg mit buchkünstlerischem Anspruch –
nach der ursprünglichen Übersetzung in der Edition
Weitbrecht in K. Thienemanns Verlag und deren Taschen-
buchversion bei Goldmann. Es sind dreißig Bände; ur-
sprünglich waren es neunundzwanzig, Ricci überredete
Borges, noch einen Band mit eigenen Texten dazuzustel-
len. Die einzelnen Titel sind hier nicht aufzuzählen; diese
Information kann sich jeder Leser mühelos beschaffen (ledig-
lich auf die Aufnahme der beiden bedeutsamen Ur-
Texte des Phantastischen aus dem achtzehnten Jahrhundert, Beckfords
Vathek und Jacques Cazottes *Le diable amoureux*, sei ver-
wiesen). Aber um zu begreifen, worum es sich bei dieser
Sammlung handelt, muss man ein wenig ihrer Entstehungs-
geschichte nachgehen.

Als Übersetzungen wurden offenbar damals bei Weitbrecht/
Thienemann, wo immer dies möglich schien, ältere deutsche
 Fassungen herangezogen, die dann auch teilweise entspre-
chend eigenartig sind und dem Leser Formulierungen wie
etwa „der wackere alte Seebär“ (in dem Jack-London-Band)
nicht ersparen. Manche der Neuübersetzungen waren dagegen
wirklich gut. Wie in der italienischen Originalausgabe sind
die Märchen aus *Tausendundeiner Nacht* Übersetzungen der
französischen Übertragung von Galland und der englischen
von Sir Richard Burton – was Borges' Argumentation in
seinem Essay über die Übersetzer von *Tausendundeiner Nacht*
entspricht, wo er übrigens seine Enttäuschung über die kor-
rekte, trockene, ganz unverblüffende Übersetzung von Enno
Littmann äußert: „Das Zusammentreffen der *Nächte* und
Deutschlands hätte mehr ergeben müssen. Wie auf philosophi-
schem Gebiet, so besitzt Deutschland auch in seinen Erzäh-
lungen eine phantastische Literatur – besser gesagt, es besitzt
ausschließlich eine solche. Es gibt Wunder in den *Nächten*,
die auf Deutsch neu erdacht zu sehen es mich gelüstet.“

Gelegentlich erfährt der Leser gar nicht, wer die Texte über-
setzt hat. Er bekommt im Impressum nicht einmal einen Hin-
weis darauf, wann diese Sammlung entstanden ist (1975 ff.)
und wann sie zuerst auf Deutsch erschien (1983 ff.). Die
Scheu, dem Leser die Information zuzumuten, dass er die
neue Ausgabe eines älteren Werkes in der Hand hält – diese